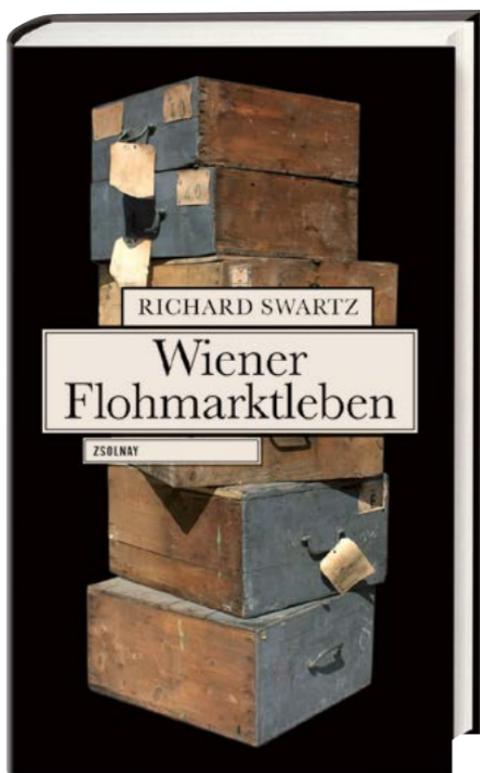


Leseprobe aus:

Richard Swartz
Wiener Flohmarktleben



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2015





Richard Swartz

Wiener Flohmarktleben

Aus dem Schwedischen
von Verena Reichel

Paul Zsolnay Verlag

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

ISBN 978-3-552-05739-5

© Richard Swartz 2015

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2015

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

»*An Stradervarius is es net!*«
(Stimme auf dem Wiener Flohmarkt)

Ein Teppich für den Flur musste her, ungefähr drei mal eineinhalb Meter, und ich fand einen auf dem Flohmarkt, in einem Muster gewebt, das auf den Kaukasus und ein gewisses Alter schließen ließ, hier und da ausgeblühen und überholungsbedürftig, trotzdem genau das, was ich suchte.

Aber wir konnten uns nicht auf den Preis einigen. Der Händler war barsch und unerbittlich, ich geizig und genauso starrsinnig. Bald mussten wir wieder von vorn beginnen. Erneut bemühten wir uns, bis wir das Hin und Her satt hatten. Es war vergeblich. Also gaben wir das Schachern und Feilschen auf und legten stattdessen eine Pause für einen Ausflug ins Private ein.

Der Händler war in meinem Alter, ein russischer Jude aus Leningrad. Vor bald vierzig Jahren war er zusammen mit seinen Eltern, inzwischen verstorben, nach Wien gekommen. Hier war er geblieben, statt später nach Israel, New York oder Rom weiterzureisen. In Wien vermisste er nichts, bis auf das Wasser im Leningrad seiner Kindheit, heute Sankt Petersburg. Wien liegt ja nicht einmal an der Donau. Aber dem Russen zufolge kommt keine Stadt, die ihren Namen verdiente, ohne Hafen und Schiffe aus, ohne

Kais und Sturmmöwen in der Luft oder auf Wellen schaukelnd, die im Sonnenschein von fettem Altöl glänzen.

Dass eine so große und historisch bedeutungsvolle Stadt wie Wien kein Wasser hatte, war seine erste Enttäuschung im Westen und schwer zu verkraften. Manchmal machte das Fehlen des Wassers ihn immer noch verlegen, als müsste er sich persönlich für die Stadt schämen, die eher zufällig als absichtlich seine neue Heimat geworden war.

Der Vater, Bibliothekar in der Leningrader Stadtverwaltung und kurzsichtig, hatte alles Deutsche geliebt. In der Familie war er der Einzige mit sogenannter Bildung, aber täglich dazu gezwungen, sich auf das Niveau seiner Frau und seines Sohnes herabzulassen. Dem Vater zufolge war das Deutsche die Sprache der Kultur und der Wissenschaft, außerdem die Muttersprache aller großen Komponisten. War Beethoven nicht deutsch? Oder Schumann? Eigentlich wohl auch Swjatoslaw Richter. Ohne Deutschland gäbe es keine Musik, die den Namen verdiene. Doch in seinem eigenen Heim in Leningrad hatte der Vater wegen seiner ungebildeten Familie nur wenige Wörter auf Deutsch verwenden können, wie *jawohl*, *Achtung* oder *Pantoffeln*.

Eine Katastrophe, sagt der Sohn zu mir. Blut ist doch dicker als Wasser.

Als die Familie mit den erforderlichen Stempeln und Dokumenten inklusive der beiden Koffer mit unverkäuf-

lichen Besitztümern endlich die Erlaubnis zur Emigration erhalten hatte, flog sie direkt nach Wien. Eine solche Reise ist vorüber, ehe man versteht, dass sie überhaupt begonnen hat. Keiner in der Familie ist jemals im Ausland gewesen. In Wien überrascht sie als Erstes, dass völlig fremde Menschen ihnen zulächeln, auch die in Uniform, die ihre Pässe kontrollieren. Das bringt die Mutter dazu, in Tränen auszubrechen.

Am ersten Abend in Wien, benommen von so viel Freiheit und Lichtreklame auf einmal, wollen sie in einem einfachen Lokal am Naschmarkt essen. Bei dieser Gelegenheit entdeckt der Sohn, dass der Vater kein Deutsch spricht: dass er diese Sprache nicht einmal versteht. Erneut bricht die Mutter in Tränen aus, und alle drei sind enttäuscht, jeder auf seine Weise. Jahrein, jahraus hat der Vater seine Frau und seinen Sohn zu Hause in Leningrad mit einer Sprache terrorisiert, die dort nicht zur Anwendung kam, und jetzt sitzt er mit ihnen in einem Lokal in Wien vor einem leeren Teller, bleich und verlegen, und kann nicht einmal ein Wiener Schnitzel bestellen.

So klein ist mein Vater in Wien geworden, sagt der Händler und misst es mit Daumen und Zeigefinger ab.

Noch vierzig Jahre danach schrumpft der Vater und wächst die Enttäuschung des Sohns. Aber die deutsche Sprache besitzt eine solche Macht, dass ich die Enttäuschung des Sohns zu verstehen meine: Nicht viel vom Vater hat zwischen Daumen und Zeigefinger Platz.

Zum Trost erzähle ich, wie ich aus Stockholm hierherkam und dann blieb. Vielleicht muss man in dieser Stadt mit so etwas rechnen, sage ich, auch jemand, der nie Pläne gehabt hat, nach Israel, New York oder Rom weiterzureisen. Der Russe ist der gleichen Ansicht. Er für sein Teil hatte früher große Pläne für sein künftiges Leben, kam aber niemals weiter als bis zum Wiener Flohmarkt, einem Abladeplatz nicht nur für Krempel und Trödelkram, sondern auch für ganze Menschenleben. Ich verstehe, was er meint. Aber bei mir liegt der Flohmarkt sozusagen im Blut.

Wien ist eine schleichende Krankheit, sage ich, und wenn es Zeit wird, sich davonzumachen, ist es schon zu spät.

Auch dem stimmt der russische Händler zu.

Stockholm hat wenigstens Wasser, fährt er fort. Genau wie Leningrad.

Danach widmen wir uns wieder dem kaukasischen Teppich. Der Händler ist nachgiebiger geworden, nachdem er seine Geschichte hat erzählen können, ein Teppich für die Diele oder den Flur ist ja doch nur etwas, an dem man die Füße abstreift, und schließlich einigen wir uns auf den Preis; das eine ausgefranste Ende des Teppichs kann der Perser in der Stumpergasse richten. Dass das Geschäft zum Abschluss gekommen ist, freut uns beide.

Der Russe verspricht, mir den Teppich nach Hause zu liefern, nur ein paar Gassen vom Flohmarkt entfernt. Das

passt mir gut, da ich an diesem Samstag noch verschiedene Besorgungen zu machen habe.

Ich weiß, sagt er, als ich ihm die Adresse gebe. In der Nähe vom Raimund Theater.

Als der Flohmarkt spätnachmittags vorüber und alles, was nicht verkauft wurde, wieder eingepackt ist, klingelt der Händler, nimmt den Aufzug in den zweiten Stock, wo er den Teppich in meinem Flur ausrollt, dann richtet er sich auf und verschnauft. Bezahlt habe ich schon, auch für den Transport, und sollte ihn jetzt eigentlich zu einem Kaffee einladen, fürchte aber, dass er es sich dann bei mir gemütlich machen könnte. Doch an diesem Samstag will ich meine Ruhe haben, will in Frieden auf meinem neuen kaukasischen Teppich auf und ab gehen, wozu ich keine Gesellschaft brauche.

Daraus wird aber nichts. Denn auch wenn man glaubt, sich nur einen Teppich angeschafft zu haben, hat ihn einer in die Wohnung heraufgebracht, dann auf dem Boden ausgerollt, einer, den man dann nicht mehr loswird. Selbst ohne Kaffee hat der Russe angefangen, es sich bei mir gemütlich zu machen, sieht sich neugierig um, und sein Blick bleibt im Flur an einem Bild hängen. Das Bild ist ein Ölgemälde, das ein paar kartenspielende Herren an einem Tisch zeigt. Einer davon ist ein Pfarrer. Unter dem Tisch sitzt ein Hund.

Der Händler sagt, er könne sich vorstellen, das Bild zu kaufen.

Ausgeschlossen, sage ich. Es ist eine Kindheitserinnerung. Ich habe es von meiner Großmutter geerbt. Außerdem ist es eine Fälschung.

Der Russe meint, das mache nichts. Gewöhnlich könnten nicht einmal Experten unterscheiden, was echt und was falsch sei, und seltener als gedacht interessiere sich der Käufer wirklich dafür. Kopien und reine Fälschungen seien außerdem oft besser als das Original, behauptet der Russe. Was ist in der heutigen Welt wirklich echt? Er schaut nach oben, als erwarte er sich von dort eine Antwort. Mit Sicherheit lasse sich nur feststellen, dass die echte Ware älter ist als die Fälschung. Und die Leute würden das Alte vorziehen, weil sie glaubten, was alt sei, sei auch kostbar.

Es steht nicht zum Verkauf, sage ich.

Am liebsten wollten die Leute einen echten Rembrandt finden, der nichts kostet, fährt der Russe fort. Für einen Spottpreis. Ein sogenanntes Schnäppchen. Oder sie wollten einen falschen Rembrandt für eine schreckliche Menge Geld kaufen, sodass sie dann allen erzählen konnten, dass die Welt voller Schurken sei.

Dafür brauche ich keinen Rembrandt, erwidere ich. Das weiß ich auch so.

Erneut mustert der Russe das Bild genau. Besonders lobt er den Hund: Der Hund sei wirklich intelligent gemalt. Er sehe fast aus wie ein richtiger Hund.

Der Hund gehört nicht einmal dazu, sage ich.

Macht nichts, sagt der Russe. Nach der Betrachtung des Hundes macht er sich jetzt daran, die Signatur in der rechten unteren Ecke des Bildes zu studieren, P. C. Ducray. Aus der Tasche hat er eine kleine Lupe gezogen.

Der Hund wurde später hinzugemalt, sage ich.

»Macht nichts. Der Hund kann ja nichts dafür.«

Auch die Signatur gehört nicht dahin, sage ich. Sie ist falsch.

Macht nichts, sagt der Russe. Ein solches Bild könne man ohne weiteres für ein paar Tausend verkaufen. Vielleicht für drei. Der Name klingt französisch. Französische Bilder gehen weg wie warme Semmeln. Obwohl die Deutschen natürlich mehr von Musik verstehen.

Ich weiß sogar, wer die falsche Signatur da hingestellt hat, sage ich.

Ich meine, den Namen schon gehört zu haben, sagt der Russe und meint P. C. Ducray. Ein großer Künstler. Einer der allergrößten.

Das Bild steht nicht zum Verkauf, wiederhole ich.

Schließlich gibt der Russe auf. Er sieht dabei nicht einmal besonders betrübt aus. Die Lupe steckt er zurück in die Tasche und sagt, seine eigene Großmutter habe Larisa geheißt, obwohl man sie Lara nannte, weil das besser klang, und dass es das Wichtigste im Leben sei, eine glückliche Kindheit gehabt zu haben.

Meine war glücklich, sagt der Russe. Mein Vater hat uns zwar immerzu mit seinen Deutschkenntnissen be-

schwindelt, aber das habe ich verkraftet. Der Rest war in Ordnung. Und hier in Wien hörten die Lügen ja von selbst auf.

Fünfhundert, sagt er plötzlich. Mein letztes Angebot. Fünfhundert, ich nehme das Bild und gehe.

Ich tue so, als hätte ich nichts gehört, und der Russe zuckt die Achseln.

Und Sie?, fragt er. Wie war Ihre Kindheit?

Ein anderes Mal, sage ich. Das ist eine ganz andere Geschichte.

Sonntags war der Junge von der Großmutter zum Essen eingeladen und um bei der Fälschung von Kunst mitzuhelfen. Letzterer widmete er sich mit der Unvernunft des Schuljungen nur allzu gern. Einige Jahre lang wurde diese Tätigkeit im Dienst der Kunst sogar mit größerem Ernst betrieben als die Hausaufgaben.

Vor dem Spiegel im Badezimmer kämmte er seine Haare mit Wasser, zog einen Mittelscheitel, setzte die Schulmütze auf und lief dann die breite Ordenstrappan zum Karlavägen hinunter, wechselte gleich auf die andere Straßenseite und ging weiter an der Elch-Apotheke an der Ecke Engelbrektsgatan und Karlavägen vorbei. Die Apotheken hatten Tiernamen, während die Schulen entweder klein oder groß waren (die Kleine Engelbrekt oder die Große Engelbrekt), wenn sie nicht nach Himmelsrichtun-

gen benannt waren (Gymnasium Nord oder Gymnasium Süd). Sonntags waren sie geschlossen. Aus seinem künstlichen Wald aus Gips und Verputz über der Tür zur Apotheke schaute ein mit Grünspan überzogener Elch auf den Verkehr hinunter.

Auf der anderen Straßenseite stand eine einsame Torte im Schaufenster der Konditorei Alliance. Vor der Konditorei und unter dem Elch waren sonntags nur wenige Menschen unterwegs. Der Junge wusste, dass die Torte im Fenster nicht zu verzehren war, dass Schlagobers und Erdbeeren kein richtiges Obers und keine richtigen Beeren waren. Ein älterer Mitschüler hatte erklärt, die Schaufenstertorten seien alle mit Sägespänen gefüllt, aber das wollte er doch nicht recht glauben; eine solche Sägespänetorte war wohl aus der Enttäuschung des Jungen gebacken, weil er sich auf der falschen Seite des Schaufensters befand.

Von der Ecke Engelbrekstgatan und Karlavägen aus ging er weiter Richtung Karlaplan, aber nicht auf dem Trottoir, sondern auf dem Kiesweg unter den großen Linden in der Allee zwischen den Fahrbahnen. Im Frühjahr blühten die Bäume. Im Sommer rauschten sie. Im Herbst fielen die Blätter. Erst fast unmerklich, dann immer stärker und immer öfter, auch die, die sich mit steifem Stiel und all ihren Säften bis zuletzt festgeklammert hatten. Das Herbstlaub war blassgelb oder hellbraun, blieb aber nicht besonders lang am Boden liegen, sofern die Blätter nicht das Glück gehabt hatten, auf dem Rasen unter den Bäumen zu lan-

den, der noch grün war und sie wie entfernte, aber einigermaßen willkommene Verwandte empfing. Die Parkverwaltung war anderer Meinung. Von den Kieswegen und bald auch dem Rasen wurde das Laub mit Harken, Rechen und langen Stöcken mit stumpfen Metallspitzen entfernt, die immerhin scharf genug waren, um aufzuspießen, was die Natur aufgegeben und abgelegt hatte.

Manchmal ging ein Wind durch die Baumkronen. Flüsternd und murmelnd sprachen die Bäume miteinander oder schon mit der nächsten Jahreszeit. Im Spätherbst wurde das Flüstern zu einem trockenen Husten, raschelnd zog der Wind über dem Kopf des Jungen durch das Laub, das noch übrig geblieben war, es war fast dasselbe Rascheln, wie wenn im Sommer das Wasser des Sees über die Steine und Muschelschalen unter seinen Füßen floss. Aber hier in Östermalm war kein Wasser in Sicht, und die ersten Herbststürme kündigten sich schon an. Bald würden die Bäume nackt und stumm dastehen, und vor ihm lag jetzt die Sturegatan, die er zu überqueren hatte. Dort war der Verkehr dichter als auf dem Karlavägen und den dunklen und ziemlich düsteren Straßen, die ihn kreuzten, aber kurz bevor er den Karlaplan erreichte, diesen verlassenen Platz mit seiner Fontäne, die nur selten das Wasser in einem ranken und zitternden Strahl in den Himmel spritzte, bog der Junge nach links ab und in die Grevgatan ein, wo die Großmutter lebte.

Er war am Ziel und klingelte. Die Großmutter wohnte

fast unterm Dach, im vierten Stock. Immer wenn der Junge klingelte, war sie es, die öffnete. Die Großmutter schloss ihn in die Arme, die Schulmütze hatte er schon auf den Stuhl neben der Tür gelegt. Ihre feuchten Küsse landeten in seinen Haaren und im Gesicht, wo ihr Lippenstift schmierige, purpurrote Flecken hinterließ, für die er sich an einem Schultag geschämt hätte. Aber heute war ja Sonntag.

Liebevoll, als wäre der Junge etwas besonders Zerbrechliches oder Seltenes, drückte sie ihn an ihre Brust; der Geruch von Schweiß und ihr schweres Parfum stachen ihm in die Nase und setzten sich in seinen Kleidern fest. Noch am Abend konnte der Junge beide wahrnehmen, wenn er sich zu Hause auszog, Hemd, Hosen und Unterwäsche zusammenfaltete und sie auf den Stuhl neben dem Bett legte, bevor es Zeit war, schlafen zu gehen.

Die Großmutter schaffte es nicht, sich mit derselben Sorgfalt wie früher zu waschen, oder es war ihr egal und sie versuchte dies mit teurem französischem Parfum zu verbergen. Aber die beiden Düfte, der natürliche und der künstliche, vertrugen sich nicht; sie wollten sich nicht mischen, sodass die Großmutter jedes Mal, wenn sie den Jungen in die Arme schloss, immer stärker nach Schweiß roch, während die Erwachsenen ihr Komplimente für ihre exquisite Parfumauswahl machten.

Aus dem dunklen kleinen Flur gingen der Junge und die Großmutter in das Zimmer zur Straße, wo ihr Lieb-

haber sie erwartete. Ein Liebhaber war wie der Vater des Jungen ein Erwachsener, der aber frei und nicht verheiratet war. Das Zimmer roch nach Tabak und Medikamenten. Mitten im Zimmer saß der Liebhaber der Großmutter in einem bunt bezogenen Stofffauteuil mit großen Papageien oder Dschungelvögeln. Seine Hände ruhten auf den Lehnen; die kleinen Puppenfinger umschlossen sie wie Klauen.

An den Sonntagen war es die Aufgabe des Jungen, ihm bei seiner Kunst zu helfen, bis die Großmutter mit dem Mittagessen fertig war. Diese Arbeit wurde hinter einem Lackschirm verrichtet. Vielleicht stand er da, damit die Großmutter so tun konnte, als wisse sie nicht, was dahinter vorging. Aber ihrer Aufmerksamkeit entging gewöhnlich sehr wenig, die Großmutter wusste bestimmt Bescheid, gab sogar hin und wieder Ratschläge, die sowohl Geschmack wie Kenntnisse für die Anforderungen verrieten, die diese Art von Arbeit an ihren Liebhaber und den Enkel stellte.

Der Paravent kam aus China. Mit praktisch aneinanderzufügenden Teilen ließ er sich ohne weiteres verlängern oder verkürzen, je nach Bedarf, ungefähr wie eine Ziehharmonika oder ein Fächer. Wenn eine große Arbeit im Gang war, erstreckte sich der Schirm wie eine Wand oder Mauer quer durchs Zimmer. Hinter einer ähnlichen, aber um ein Vielfaches größeren Mauer hatten die Chinesen Tausende von Jahren ungestört gelebt. Hier und da

war der schwarze Lack in spinnwebdünne Risse zersprungen, fast wie die feinen Fältchen um die Augen der Großmutter. Ihr Liebhaber hatte dem Jungen erklärt, dass die Chinesen mindestens sieben verschiedene Nuancen von Schwarz kennen, die für ein europäisches Auge jedoch unmöglich zu unterscheiden sind. Chinesische Augen sehen mehr und klarer als die unseren. Der Liebhaber der Mutter bewunderte dieses Land, obwohl er nie dort gewesen war; eine Reise nach China war ja für einen Zuckerkranken leider nicht vorstellbar.

Der Junge kannte keine Chinesen und wollte lieber nach Afrika. Er kannte auch keine Afrikaner, aber das würde sich regeln, wenn man erst einmal dort war. Er wusste jedoch, dass die Augen der Chinesen schräg geschnitten waren, meistens dunkelbraun und wie die Mandeln geformt, die es an Weihnachten gab. Solche chinesischen Augen hatten sich schon Hunderte von Jahren damit beschäftigt, Schrift- und Bildzeichen auf richtigem Papier zu studieren, während man in seinem Land noch kantige Runen in Stein haute.